

Über westfälischen Patriotismus.

Von Prof. D. S. Rothert.

Behört ein Wort über Patriotismus in ein Jahrbuch für „Kirchengeschichte“? Die Antwort kann nur bejahend sein, so gewiß es eine christliche Ethik und in ihr eine soziale Ethik gibt.¹⁾ Der Staat ist Gottes Ordnung und hat das Recht, Erfüllung von Pflichten zu fordern, eine Erfüllung von Pflichten, die sich bis zur Hingabe des Lebens steigern kann. Es ist kein Mißbrauch eines Herrenwortes, wenn wir unsern gefallenen Helden auf den Denkstein schreiben: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ (Joh. 15, 13). Darum sehen wir über dem Graus eines Schlachtfeldes mit all seinen Schrecken das Leuchten jenes milden und versöhnenden Lichtes, das ein Johannes uns gab (1. Joh. 3, 16): „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“

Wir haben ein Recht, uns sagen zu lassen, wie man bei uns zu Lande die gottgegebene Pflicht gegen König und Vaterland, gegen Reich und Volk auffaßte und ihr gerecht wurde. Christliche Sittlichkeit hat sich nicht nur in der vielgerühmten „Treue im Kleinen“ zu erweisen, sondern hat auch große Zeiten, wo sie in der Treue im Großen sich erweisen soll. Christen sind gewiß Bürger eines ewigen Reiches, aber daß sie es sind, erweisen sie dadurch, daß sie die besten Bürger des irdischen Reiches sind, in das Gott sie hineingestellt hat. Ist der Christ ein Krieger, so ist der beste Christ der beste und tapferste Krieger. Die Kirchengeschichte soll freilich keine

¹⁾ Vgl. Martensen, Christliche Ethik. Berlin 1894, Reuther & Reichard. Bd. III.

Kriegsgeschichte werden, so wenig die Predigt in der Kriegszeit zur bloßen „Kriegspredigt“ entarten darf; aber sie darf die Treue rühmen, die auch im Kriege sich erweist, und westfälische Kirchengeschichte darf westfälische Vaterlandsliebe rühmen.

Zu keiner Zeit durfte sie es mehr, als in der heutigen. Immer noch stehen wir im Kriege, und mehr als je, mehr auch als in den ersten Kriegstagen, jenen Tagen voll lodernder Begeisterung, gilt die Mahnung: Durchhalten! Darum willkommen alles, was dazu dienen kann. Wir aber haben es immer nur mit einem Ausschnitt aus der allgemeinen deutschen Geschichte, nur mit Westfalen zu tun, denn wir sind ein westfälischer Verein. Darum nur etliche Zeugnisse von westfälischem Patriotismus.

Die heutige Provinz Westfalen ist in ihrem jetzigen Bestande erst seit 1815 festgestellt. Sie ist zum Teil aus Gebieten zusammengesetzt, die lange Zeit ein selbständiges Leben für sich geführt hatten — wie die Krummstabslande — und die darum sich erst allmählich in das straffere staatliche Leben Preußens, des werdenden Deutschlands, hineingewöhnen konnten. Aber Westfalen enthält auch altpreußische Gebiete, die die Sitze eines echten Patriotismus sind und deren Söhne sich rühmen, im Leben und Sterben die Treue bis in den Tod jahrhundertlang bewiesen zu haben. Mögen noch heute manche Unterschiede sich erhalten haben zwischen jenen ersten und diesen letzten Gebieten, heute stehen alle Kinder der Roten Erde Schulter an Schulter für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, bereit zu jedem Opfer: es unterliegt keinem Zweifel, daß die ganze Provinz Westfalen ein patriotisches, gutpreußisches Land ist, an dessen Fahne kein Makel haftet.

Zu den ältesten Bestandteilen der Provinz gehörten die Grafschaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg und das Bistum Minden. Die beiden ersten sind seit 1609 mit den Hohenzollern verbunden. Gewiß ist das Zusammenwachsen dieser Landschaften mit Brandenburg-Preußen nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Wenn es von der Stimmung der Ravensberger in einem Schreiben Burgsdorfs aus dem Jahre 1647 heißt: „Diese guten, ehrlichen Leute tragen eine recht

aufrichtige, untertänigste Affektion zu Ew. Kurfürstl. Durchlaucht",¹⁾ so war diese Stimmung längst nicht allgemein: die Städte Minden und Herford standen widerwillig beiseits. In der Mark freute man sich der nunmehr gesicherten Religionsfreiheit, aber Soest hoffte, eine freie Reichsstadt zu werden. Bald aber wurde es anders. Als auf die beiden ersten schwächlichen Kurfürsten Joh. Sigismund und Georg Wilhelm der Große Kurfürst folgte, wuchsen die westfälischen Lande mit den Hohenzollern für immer zusammen. Sie haben ihre Treue oft genug auf Schlachtfeldern erwiesen. Es gab drei westfälische Regimenter, die schon früh erwähnt werden. Im 9. Infanterie-Regiment, das schon unter dem Großen Kurfürsten errichtet war, dienten die Söhne der Mark und nahmen im zweiten Schlesiſchen Kriege ehrenvoll an der Schlacht bei Kesselsdorf (1745) teil.²⁾ Von diesem Regiment und seinem Ergehen im Siebenjährigen Kriege erzählt das Tagebuch des märkischen Musketiers Dominicus³⁾ Genaueres und läßt dabei tief in ein treues, frommes Herz sehen, das seinem himmlischen und irdischen König Treue hält. Sein Hauptmann aber schrieb ihm nach seinem Tode als Nachruf in das Tagebuch: „Ruhe sanft, edler Dominicus, bis zum letzten großen Appell: alsdann empfangen, was deine tapferen und christlichen Taten verdient haben! Heil dem Könige, Heil dem Lande, das lauter solche tapfere und christliche Soldaten hat, als Dominicus war. Sein Andenken sei ein Vorbild und Nachfolge unsern Kindern.“⁴⁾ Wo solche Soldaten im Regiment waren, kann man's verstehen, daß Friedrich der Große selbst das Regiment nach der Schlacht bei Lowositz lobte, auf seine Sauerländer könne er sich allzeit verlassen.⁵⁾

Dominicus stammte aus Königsahl im märkischen Süderlande und wird 1756 wieder eingezogen, um nun den ganzen Krieg mitzumachen. Er kommt erst am 30. Juli 1763 wieder

¹⁾ Festschrift, Minden-Ravensberg, 1909, S. 20.

²⁾ Darpe, Bochum, S. 369.

³⁾ Herausgegeben von Dr. Kerler, München 1891, Beck.

⁴⁾ S. VII.

⁵⁾ Roser, Friedrich d. Gr. II, S. 30. Vgl. noch einige Notizen über das Regiment bei Darpe, Gesch. von Bochum, S. 437 u. 441.

in die Heimat zurück. Zwar spürt man in dem Tagebuch, das er regelmäßig führt, nicht viel von kriegerischer Begeisterung. Er ist Kaufmann, aus dem bürgerlichen Beruf durch den Krieg herausgerissen, und als biederer, nüchterner Kaufmann führt er genau Buch über den schlimmen Handel, in den er verwickelt ist. Er gibt eine Anzahl kleiner Notizen, die von hohem Interesse sind und ihn immer wieder als Soldaten ohne Tadel und als kindlich frommen Christen zeigen. Zwei Bücher hat er außer dem Tagebuch den ganzen Krieg hindurch mit sich geführt: den Psalter Davids, gedruckt zu Mülheim a. Rh. 1747, und das märkische Gesangbuch: „Kern und Mark geistlicher Lieder oder vollständiges evangelisch-lutherisches märkisches Gesangbuch samt einem Anhang und nötigen Gebeten, Evangelien und Episteln — Soest 1751, Voigt.“ An vielen Stellen des Psalmbuchs wie bei einzelnen Versen der altprotestantischen Kernlieder des Gesangbuchs vertragen Striche, die er gemacht, daß sie ihm etwas zu sagen gehabt haben. Aber er hat auch Bibelsprüche, Gebete, geistliche und weltliche patriotische Lieder besonders eingetragen. Dominicus merkt auch wohl den Text der Feldpredigten an. Als das Dankfest über die Ergebung der Sachsen bei Pirna gefeiert wird, 17. Oktober 1756, war der Text Psalm 107 (Danket dem Herrn, denn usw.), das Exordium aus 2. Sam. 22, 50. 51, das Thema der Predigt aber war: „Das siegewohnte Kriegsheer der Preußen“, und sah 1. auf dessen Beschaffenheit, 2. auf dessen Wirkung.¹⁾ Das Dankfest für Lowositz (3. Oktober) wurde gehalten mit Absingung von Nr. 152 und 551 aus „Kern und Mark“, nämlich des „Nun danket alle Gott“ und des deutschen Te Deum. Eine Predigt aber wurde nicht gehalten, „weil der Prediger bei den Blessierten (selbst verwundet) war“. Beim Dankfest für Leuthen war der Text Ps. 46, 9—12: Kommt her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstoren anrichtet. Dominicus vermerkt auch, wenn ein neuer Feldprediger beim Regiment eintritt.²⁾ Den Großen König hat er oft gesehen, so vor der Schlacht bei Kunersdorf. Er grüßte das Regiment:

¹⁾ S. 6 f. ²⁾ S. 50.

„Guten Morgen, Kinder!“ und sagte dann auf plattdeutsch: „Wollt ihr bald wieder grote Bohnen essen?“¹⁾ Wir sagten: „Ja.“ Er: „Habt noch ein wenig Geduld, so sollt ihr's wieder gut haben.“ Am Ende der Schlacht aber findet sich Dominicus an der Oder. „Ich nahm eine Flasche Wasser aus der Oder, ging sitzen zwischen Pferd und Wagen, war sehr müde, war mir bald gleichviel, ob ich wurde getreten oder nicht, nahm das Wasser und trank, aß ein Stück Brot dazu, schmeckte mir wohl, ging darauf liegen und schlief.“ Am andern Morgen sind vom Regimente nur noch 448 Mann, 10 Offiziere vorhanden.²⁾ War Dominicus bei Runersdorf glücklich entkommen, so hatte er einige Zeit vorher bei Züllichow des Todes Schatten dicht über seinem Haupte gesehen.³⁾ Er schreibt darüber in die Heimat, die „Kopie“ seines Briefes liegt dem Tagebuch an. „Ich habe vier Zeichen aufzuweisen, wie wunderbarlich mich der liebe Gott bewahrt hat: indem mir eine Kugel durch die Hutspitze, eine durch die Rocks falte und eine in die Gewehrkolbe geschossen, ein Stück von Patronentaschendeckel geschossen. Wie ich stund und lud, kam eine Kugel obig meiner Hand und bog mir den Ladestock wie einen Fiedelbogen. Neben mir zur Linken wurden drei Mann die beiden Beine egal und gleichweit abgeschossen, welches ohnfelbar mit Kettenkugeln geschehen. Zur Rechten wurde mein Nebenmann blessiert, der zweite hieneben tot. Ich dachte nunmehr auch wie der König Hiskia: „Der Herr reiñet mein Leben ab wie ein Weber und macht's auch mit mir aus den Tag vor Abend“ (Jesaias 38, 12). Ich sahe aber, daß meine Zeit noch nicht dagewesen, und konnte vor Wehmut mein Gebet und Danklied vor Gott nicht abstaten. Helfet mir deswegen, meine Freunde, Gott danken, daß er mich bewahret, und darum bitten, daß er mich ferner in Gnaden bewahren

¹⁾ Vgl. über Bohnen als westfäl. Lieblingsgericht: Jostes, Trachtenbuch, S. 72.

²⁾ Bei dieser Gelegenheit entliefen einige Rekruten bis in die westfälische Heimat, wurden aber von ihren eigenen Verwandten und Eltern für eiddrücklich erklärt und zum Heere zurückgejagt. Gust. Freytag, Neue Bilder, S. 380.

³⁾ S. 62 f.

wolle, denn es soll noch wohl nicht zu Ende sein. Viele von uns werden abtrünnig, ich will aber, so mir Gott Gesundheit und Leben fristet, den Eid nicht brechen, sondern will Gott und dem Könige getreu bleiben und will die Last tragen, solange als Gott will. Ich habe öfters allerlei Verführung und Widerwärtigkeit erleben müssen. Gott der Herr hat mich doch bei guten Gedanken erhalten und will mein Leben und Wandel so anstellen, daß ich's vor Gott und Menschen verantworten kann.“¹⁾

Dominicus berichtet weiter, wie es seinen engeren Landsleuten ergangen ist. „Von den Meinerzhagern sind noch sechs gesund und von Kierspe vier. Die Gebrüder Kanfer sind schädlich in die Köpfe blessiert. Bei Anton bin ich bei der Retirade bei gewesen, welcher unter das rechte Auge geschossen, und die Kugel stak noch im Kopfe; er sagte, sein Bruder wäre ins Auge geschossen.“

Der „Finkenfang“ bei Maren 1759 bringt unsern Dominicus mit dem ganzen Regiment in österreichische Gefangenschaft.²⁾ In der Gefangenschaft erging es ihm übel. Er muß erzählen von Quälereien, die man den Gefangenen antat, um sie für österreichischen Dienst willig zu machen, wie auch ein Mann von Plettenberg dazu sich nötigen ließ, wie andere zu fliehen suchten, aber wiedergefangen, Spießruten laufen mußten, wie manche katholisch wurden, um ihr Los zu verbessern: man verheiratet sie, aber „die Jungfer hatte ein Kind“,³⁾ wie einige von diesen — ein Korporal — in tiefer Reue Selbstmordversuche machen. Es wird verboten — diesen armen protestantischen Soldaten — geistliche Lieder zu singen.⁴⁾

Am 25. Februar 1763 kommt endlich die frohe Nachricht, daß der Friede geschlossen sei. Auf dem Rückmarsch nach Preußen kommen die Gefangenen über Preßburg, wo er auch eine evangelische Kirche findet.⁵⁾ „Wir gleich hinein, war aber eine schlechte Kirche, welche sie nicht besser bauen dürfen, dürfen auch keine Glocken haben. Ich fragte auf der Straße, wo die evangelische Kirche wäre. Sagte ein Katholischer allerlei böse Scheltreden. Ich bin aber recht

¹⁾ S. 62 f. ²⁾ S. 77 f. ³⁾ S. 86. ⁴⁾ S. 87. ⁵⁾ S. 92.

mit Wehmut in die Kirche kommen, und war die erste evangelische Kirche in vier Jahren. Wir sangen: Wo soll ich fliehen hin?¹⁾ Verlesen wurde Ev. St. Joh. Kap. 1, nachgehends Bußgebet und Beicht gehalten. In Preßburg sind schöne Kirchen und Klöster, ein Karmeliter- oder Kreuzbrüderkloster, ein Jesuitenkloster, welche beide evangelische Kirchen gewesen sind.“ Dann geht es ins Slowakenland nach Bößingen.²⁾ „Allhier gibt es viele Evangelische, haben aber keine Kirche mehr, welche die Jesuiten haben, die Glocke aber, wenn einer stirbt, ihnen noch mit geläutet wird. Haben auch einen großen Freithof, dürfen keine evangelische Schule allhier haben. Eine Stunde davon aber ist eine Stadt, heißt Mautern, wo zwei Bethäuser, deutsch und böhmisch. Der evangelische Prediger darf sich in Bößingen nicht sehen lassen, sondern, wenn einer krank wird, müssen sie selben Kranken zur Kommunion dahinfahren.“ Endlich kommt der Zug in das Dorf Konradswalde, und man kann den Erzähler aufatmen sehen, wenn er sagt: „Ist ganz evangelisch und die Leute gut Preußisch.“³⁾

Dominicus hat dann noch einige Soldatenlieder in sein Tagebuch geschrieben, die wir zum Schluß folgen lassen. Sie sind schlicht, vielleicht etwas hölzern, aber als Lieder märkischer Soldaten wohl wert, in der Mark bekannt zu werden.

1. Ein Soldat bin ich eben und steh vor meinem Feind.

In Freud und Leid muß leben, wie mir es Gott bereit.
Wenn ich steh in dem Feld oder liege in dem Zelt,
hab ich mich Gott befohlen, er mach's, wie's ihm gefällt.

¹⁾ Es ist das Bußlied von Joh. Heermann, in dem die berühmte Strophe:

Dein Blut, der edle Saft,
hat solche Stärk und Kraft,
daß auch ein Tröpflein kleine
die ganze Welt kann reine,
ja gar aus Teufelkrachen
frei, los und ledig machen.

In Kern und Mark Nr. 213.

²⁾ S. 93. ³⁾ S. 96.

2. Wenn früh der Tambour rühret sein Spiel und schlägt Revel, (!)
bin ich schon resolvieret und habe mein Leib und Seel
befohlen meinem Gott im Leben und im Tod,
weil ich mit ihm getroffen einen ewigen Akkord.

3. Und wenn der Feind anrückt an unser Vaterland,
da sich denn mancher bückt, wie uns ist wohl bekannt,
doch schlagen wir den Feind und machen uns brav Beut,
und die im Tod erblichen, kommen zur Himmelsfreud.

4. Wenn schon die Kugeln sausen von Stück und Kleingewehr,
tut mir es doch nicht grausen, dieweil der Offizier
mir allzeit geht voran, ruft, solange er kann,
und tut auch im Chargieren als wie ein Rittersmann.

5. Wenn die Kartaunen knallen, so uns erschrecken tun,
weil viel Kamraden fallen und liegen in dem Blut,
ich leide auch Gefahr, das ist auch gleichwohl wahr:
doch ohne Gottes Willen krümmt mir der Feind kein Haar.

6. Drum will ich auf ihn bauen, auf meinen lieben Gott,
und ihm allein vertrauen im Leben und im Tod,
bei Tag und bei der Nacht, im Zelt und auf der Wacht,
in Seel- und Leibsgefahren nimmt er mich wohl in acht.

7. Die Bomben und Kartaunen, die rauschen oft daher,
da mancher muß verlassen sein Leben ohngefähr.
Und der, so wird blessiert, ja auch wieder kuriert,
wird hier bei großen Heeren aufs neue rekommandiert.

8. Man muß zum Sturm auch laufen, sobald die Bresch gelegt,
der, so fällt übern Haufen, sich gar nicht lang bewegt.
Bekommt er kein Pardon, hat er zu seinem Lohn
in Ewigkeit zu hoffen die ew'ge Freudenkron.

9. Wenn ich schon muß erliegen und leiden auch den Tod,
wird meine Seel obsiegen und ja gewißlich dort
in schöner Himmelsfreud, so allen ist bereit,
Gott loben, ehren und preisen in alle Ewigkeit.

10. Nun ist das Lied beschloffen, ich habe gesungen aus,
als Soldat unverdrossen hab ich gehalten aus;
auch bei Belagerung half ich mein Bestes tun,
jetzt laß ich andre streiten mit ihrem großen Ruhm.

1. **Maria Theresia verzweifelt jeztund,**
dieweil sie mit Monarchen gemacht einen Bund:
die sollten ihr helfen! Nun weiß sie keinen Rat,
jezt tät es sie reuen, nun ist es zu spat.

2. O König in Preußen! Gott gebe dir Glück,
daß du nun kannst schlagen deine Feinde zurück!
Laß dich nicht ermüden zu schlagen deine Feind!
Du bist ja unser König und Friedrich allein.

3. Ich, Friedrich von Preußen, erkennen tu jezt
Maria Theresia, das listige Herz;
du tätest zu mir kommen mit trotzigem Hochmut,
ich bin ja unschuldig des vergossnen Blut.

4. Ich bin ja unschuldig! — O preußisches Blut!
du hast auch nicht verschuldet, was sie dir jezt tut.
Du bist ja ein König, zum Frieden geneigt,
du hast ja unterdessen gemacht brav Beut.

5. O König von Preußen, du mächtiger Fürst!
Sie haben nach deinem Blute gedürst.
Nun tußt du sie tränken mit hitzigem Wein
und tußt sie schwenken in Mähren hinein.

6. O König von Preußen, du mächtiger Held!
Wer kann doch wohl bleiben vor dir in dem Feld?
Du tußt ja stets schlagen deine Feinde zurück.
Das macht: Du hast Waffen von Gottes Gericht.

1. **Vivat, liebsten Brüder mein,**
laßt uns tapfer, lustig sein,
singet, springet, mustizieret,
tanzet, springet, jubilieret,
Vivat, liebsten Brüder mein.

2. Friedrich der lebt ja noch,
wird alsbald des Krieges Joch
in Gnaden von uns wenden
und uns seinen Beistand senden,
Friedrich der lebt ja noch.

3. König heißt er recht genannt,
Heldenmut ist ihm verwandt.
Er liebt deswegen die Soldaten
mehr als andre Potentaten,
Heldenmut ist ihm verwandt.

4. Von Gott quillt die Weisheit her,
ist gewiß und offenbar,
daß er seine Feind die Menge
hat getrieben in die Enge;
ist gewiß und offenbar.

5. Preußen fürcht die ganze Welt,
wenn sein Kriegsheer wird gestellt.
Es mag knallen oder blißen,
Friedrich selbst steht an der Spitzen.
Preußen fürcht die ganze Welt.

6. Genral Ferdinand, weit und breit
ist sein Ruhm schon ausgeschreit,
daß auf ihn in bester Maßen
sich sein König kann verlassen.
Genral Ferdinand weit und breit.

7. Bivat auch zum andernmal
General und Feldmarschall,
alle, die mit Tapferkeiten
für das preußische Heer tun streiten!
Bivat auch zum andernmal.

8. Bivat allen Offiziers,
Ober und Unter und Musketierts,
alle brave Kriegeshelden,
so kampiern in preußischen Zelten!
Bivat allen Offiziers.

(Vgl. zu diesem Liede v. Ditsfurt, Historische Volkslieder der Zeit von 1756—1871, I. u. II.)

1. Man muß euch tapfre Preußen loben,
dieweil ihr Preußennamen führt.
Denn ihr beweiset Macht und Proben,
und unser König kommandiert.
Denn er zieht selbst mit euch ins Feld,
Friedrich, der große Kriegesheld.

2. Er sorget ja für seine Kinder
als ein gerechter Vatersinn,
denn er will auch demnach nicht minder
setzen sein Blut und Leben hin.
Er tut sich selber schonen nicht
der große König Friederich.

3. Und soll's dann an ein Treffen gehen,
daß Blut und Blut vergossen wird,
so tut, ihr tapfern Preußen, stehen
und weicht für euren Feind kein Schritt.
Ihr haltet euch frisch und unverzagt,
da ihr den Feind zurückerjagt.

4. Als aber diese Schlacht geschehen,
das Feld mit Blut gefärbet war,
viel tote Krieger tät man sehen,
die in dem Blute lagen dar.
Hier lag ein Haupt und dort ein Arm,
das war zu sehn, daß Gott erbarm!

5. Es lag ein Roß da bei dem Reuter
zusammen ohne Kopf und Bein.
Ach, was groß Jammer sah man weiter!
Erbarmen mochte sich ein Stein.
Viel Blessierte lagen dar,
schrien, daß es erbärmlich war.

6. O du großer Gnadenvater,
Beschütze unser Stadt und Land,
sei du ferner unser Berater
und laß uns nicht aus deiner Hand!
Erhalt, erhalte doch genädiglich
unsern hochteuern Friederich.

1. **Vivat Rex Friedrich,**
ein Vater der Soldaten,
er wird uns weiter raten.
Gott gab uns Glück und Sieg,
dem König Friederich.

2. Kommt, laßt uns Blut und
für unsern König geben! [Leben
Er eilt ja selbst voran
und öffnet uns die Bahn.

3. Drum rüstig, ihr Dragoner,
er bleibet eur Belohner,
und steht euch allzeit bei.
Bleibt eurem Held getreu.

4. Laßt euer treues Blut
für's Königs Rechte fließen!
Ganz Deutschland soll nun wissen
von eurem Heldenmut.

5. Weil ihr das treue Blut,
ja selbstnen euer Leben
im Treffen wollt hingeben
für euern König hin.

6. Ach edler Heldensinn!
Die durch so tapfres Sterben
tun ewig Lob erwerben
durch ihren Heldenmut.
Ach, edles Preußenblut.

Über das ravensbergische Regiment berichtet die ravensbergische Festschrift von 1909,¹⁾ daß 1686 einige Kompagnien des nur aus Refugiés gebildeten Regiments de Barenne in Bielefeld und Herford lagen.²⁾ Es war das Regiment Nr. 10³⁾ und hieß von 1759—63 Regiment von Mosel.⁴⁾ Es focht in vielen Schlachten des Krieges, u. a. bei Leuthen. In Minden stand seit 1741 das Regiment Nr. 41. Es hieß im Siebenjährigen Kriege Graf von Wied. Es zeichnete sich mehrfach aus: bei Kolin soll es über tausend Mann verloren haben. Am berühmtesten ist sein Marsch von Striegau nach Kolberg 1761, wo es in 17 Tagen 52 Meilen zurücklegte.⁵⁾

Wie man in der folgenden Zeit in Westfalen über Patriotismus dachte, darüber gibt Auskunft ein Heftchen, in dem der Direktor des Meinertshagischen Pädagogiums Dr. Joh. Christ. Friedr. Bährens zu dem ersten feierlichen Schulaktus seiner Anstalt am 7. Mai 1787 einlud. Über ihm steht als Motto das Wort des Euripides: *Σοφὸν ἐν βούλημα τὰς πολλὰς χεῖρας νικᾶ.* Bährens klagt über das Verschwinden des Patriotismus zu seiner Zeit und ruft zum Nationalstolz

¹⁾ S. 25 f.

²⁾ In Lange, Soldaten Friedrichs, S. 116, wird ein Oberst von Barenne erst 1743 ff. erwähnt.

³⁾ Festschrift a. a. O. S. 36.

⁴⁾ Lange a. a. O. S. 48.

⁵⁾ Festschrift S. 41; Lange S. 241.

auf, zu dem der große König sein Volk erzogen hatte,¹⁾ und ist der Meinung, daß „ein Diener der Religion“ sich nicht entweiche, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: Tut Buße, auch einmal rief: Sterbt freudig fürs Vaterland.²⁾ „Dichter und Weltweise predigen uns unaufhörlich Vaterlands-
liebe. Allein, solange sich unsre innere Verfassung nicht ändert, ist ihr Zuruf zu ohnmächtig, dies eingeschlummerte Gefühl wieder zu erwecken. Die Prediger könnten dem Volke von der Kanzel herab diese schöne Tugend einflößen, da sie größtenteils das Zutrauen desselben besitzen und Gründe der Religion auf die Gemüter stärker wirken als politische. Aber auch da ist es eine nur einzelne Saite, welche berührt wird, in dem Herzen des Volks. . . . Darum unterrichtet den Bürger von dem Werte eines Bürgers, macht's ihm begreiflich, was es sagen wolle, ein Vaterland haben, und was es heiße, ein Mitglied dieses Vaterlands zu sein. Bringt ihm wahre Begriffe von Ehre bei und erstickt in ihm das ihm angeborne Gefühl von Freiheit nicht, damit er aus einem edlen Stolze das freiwillig tue, was er sonst nur durch knechtische Furcht sehr ungern tut. Nachdem ihr ihn hundertmal zur Versammlung gerufen habt, um ihn wissen zu lassen, daß er dieses oder jenes bezahlen müsse, so versammelt ihn auch einmal, um ihm zu erklären, warum er's bezahlen müsse, wie das zu seiner eignen Wohlfahrt gereiche und worin seine Vorzüge bestehen.“³⁾

Nachdem Bährens dann von berühmten Herrschern geredet, fährt er fort:⁴⁾ „Mit tiefster Ehrfurcht nahe ich mich dir, in dessen Auge Hoheit, Huld, Menschenliebe sichtbar waren — Friedrich der Einzige, Vater des Vaterlands. Seht, Freunde, er ist nicht mehr, dessen Schwert die Feinde fraß, in dessen Hand die Wage der Tugend Gold, Zepter und Krone überwog. . . . Laßt Jahrhunderte vorbeistreichen — laßt Roms Pracht zerschmettern — laßt in Athen Macht sein, unsterblich ist Friedrich der Einzige!“ Es folgt ein Dithyrambus der Begeisterung, der nur dadurch an Wert verliert, daß dem Einzigen — ein Friedrich Wilhelm II. ebenbürtig an die Seite gestellt wird.⁵⁾

¹⁾ S. 10.

²⁾ S. 12.

³⁾ S. 13.

⁴⁾ S. 25.

⁵⁾ S. 27.

Es war die Zeit der Dithyramben, der Überschwenglichkeit auch im Patriotismus. Wir sind nüchterner, wir lesen lächelnd über die Überschwenglichkeiten hinweg. Es ist nicht mehr Sitte, den König als „Vater“ zu feiern, wengleich in unsern Liedern doch noch etwas von dem Tone nachklingt: „Mit Lieb und Treue nah ich mich dem Throne, von welchem mild zu mir ein Vater spricht.“ Wir wollen doch nicht vergessen, daß in all jenen Überschwenglichkeiten das Herz eines warmen Patriotismus schlug. Und nun habe der ehrwürdige märkische Pfarrer Möller, das westfälische Gegenbild zum Osnabrücker Möser, mit einigen Sätzen aus dem Jahre 1788 das Wort:¹⁾ „Friedrich der Einzige ging zur Unsterblichkeit. Friedrich Wilhelm ward unser König. Elend zu mindern, Menschenglück zu mehren, ist sein einziges Geschäft. Ausländer nennen ihn den gütigsten Menschenfreund, sein Volk in dieser Mark heißt ihn den Allgeliebten. Wenn Könige gut sind, sollte dann ihr Volk nicht dankbar sein? Unser König besuchte seine Provinzen im Osten! Trauernd dachten wir der Vorzeit, sagten einander: „Käme der Allgeliebte doch auch zu uns! Wie würden seines Volkes Freudentränen fließen!“

In den ersten Tagen des Frühlings erscholl's in den Gebirgen, in den Gefilden, an den Flüssen, an den Bächen, in den Städten, in den Dörfern, in den Waldhütten, in den Schächten der westfälischen Mark: „Unser König kommt.“ Wer vermag des Volkes Freude auszudrücken! In den ersten Tagen des Mai sandten sich Süderlands Bergstädte die von Friedrich Wilhelm ihnen zugekommene Botschaft: „Der König liebt sein treues, redliches Volk in der Mark. Es wird ihm Freude sein, sein Volk zu sehen und die Werke des Menschenfleißes in den Bergen.“ Wer vermag des Volkes Freude auszudrücken über diese Botschaft! Unser Vater will uns, seine Kinder, sehen. Aber wie sollen wir unsern König empfangen? Womit können wir unsern Vater erfreuen? Da sprach einer aus dem Volke: „Brüder, in der Vorzeit waren alle freie Männer Krieger, hatten Waffen und wußten sie zu

¹⁾ Der Pfarrer von Eisen, 2. Bdchn., Dortmund 1810, S. 214.

führen. Damals ehrte man die kommenden Fürsten durch Geleiten in voller Rüstung. Aufhören sollte längst diese Sitte. Denn unsre Jünglinge und Männer, zu Kriegern des Vaterlands erlesen, haben ihre Waffen bei ihrer Heerschar. Dort sind ihre Brüder, dort ihre Führer. Wir andern sind keine Krieger, verstehen das Waffenspiel nicht, haben nicht einmal anständige Waffen, und wozu hier überhaupt Waffen, da unsre Straßen sicher sind? Wir sind Kaufleute, Künstler, Handwerker, Landleute! Als solche will uns unser Vater sehen! . . . Brüder, geht unserm Vater im eigenen Feierkleide entgegen! Zeigt ihm euch, wie ihr seid, stellt euch bescheiden an seinen Weg, überlaßt euch ganz eurer frohen Empfindung, sagt ihm jauchzend, was euer Herz für ihn fühlt, wie heiß ihr ihn liebt. Saget ihm: „Vater, wir sind dein, du bist unser, Heil uns, daß du unser bist. Liebe uns, segne uns. Vater, siehe hier versammelt deine dir jauchzenden Kinder. Was sie haben, was sie dir geben können — ihr Herz bringen sie dir!“

Das alles sind doch keine leeren Redensarten. Man trägt die Lasten der Kriege im 18. Jahrhundert ohne viel Murren. Die klevische Regierung borgt 1758 von der lutherischen Geistlichkeit Soests Geld — 780 Rthst., von der Stadtgeistlichkeit 320 Rthst., von den Geistlichen der Börde 370 Rthst., von den Gymnasiallehrern 79 Rthst., bis hinab zu dem Waisenhausprediger und dem Kantor, der $3\frac{1}{2}$ Rthst. beizutragen hat. Es ist das eine Kriegsanleihe im Sinne der Zeit. Die Geistlichkeit „eilet“, die Summe zusammenzubringen. Es sind 5% Zinsen versprochen und die Landeseinkünfte für Kapital und Zinsen verpfändet. Aber die Zinsen werden nicht bezahlt und das Kapital nach dem Kriege erst 1786 und, auf 608 Rthst. reduziert, zurückgezahlt.¹⁾

Und wie wurden die Siegesfeste gefeiert, z. B. die „komplete Viktorie“ bei Mollwitz, wo „der Feind mit großem Verlust aus dem Felde geschlagen“!

Aber man griff auch selbst zu den Waffen, ein Landsturm letzten Aufgebots. Der französische Marschall d'Estrées erließ am 4. Mai 1757 das Edikt: „In der Grafschaft Mark haben

¹⁾ Soester Stadtarchiv, Vol. O.

sich in verschiedenen Orten die Bauern unterstanden, Waffen zu ergreifen und auf französische Truppen Feuer zu geben.“ Es wird ihnen „mit militärischer Exekution und feuriger Ansteckung ihrer Dörfer gedroht“.¹⁾

Urkundliches Material darüber, was die Gemeinden daheim in den Kriegen erfuhren, gibt das Kirchenbuch im Pfarrarchiv. Man muß sich nur nicht verdrießen lassen, die verstreuten Notizen aufzusuchen.

So geben die Kirchenbücher von Soest und Börde mancherlei Erträge. Es fanden mehrere Gefechte bei Soest statt, vor allem die zweitägige Schlacht bei Bellinghausen (15. und 16. Juli 1761). Der Pfarrherr von Dinker, Paul Christian Busch, schreibt davon in seinem Kirchenbuch, wie die Franzosen tüchtig geschlagen wurden. Die Kanonen der „Alliierten“ unter Herzog Ferdinand von Braunschweig standen auf dem Dinkerschen Berge; das sogenannte „Sieperfeld“ (?) war mit toten Franzosen bedeckt. Aber die Felder mit der reifen Ernte waren ruiniert. Auch wird eine Mutter in Dinker, die ihr Kind stillt, von einer Kanonenkugel zugleich mit ihrem Kinde getötet. Das Taufbuch bringt dazu den Nachtrag, daß es eine uneheliche Mutter war, ohne doch Worte der Bestrafung zu finden und ein Strafgericht Gottes darin zu sehen! Auch sonst ist des Hin- und Herziehens der Truppen viel, auch des Leidens der Landleute. Im Jahre 1758 wird in Dinker ein Wiehoff beerdigt, der „unglücklicherweise von den Franzosen totgeschlagen ist“. 1761 wird in Meiningen Peter Overdonck aus Neukirchen bei Moers beerdigt, der den Franzosen bis hierhin hat Bomben fahren müssen. Aber auch die Heere selbst hinterlassen ihre Spuren in den Kirchenbüchern. In Welver werden am 15. u. 16. Juli 1761 Engländer auf dem Kirchhof begraben, die in der Schlacht dieser Tage gefallen waren. In Flerke und Meyerich sind Franzosen aus derselben Schlacht „in Flurwegen, Gärten und sonst“ begraben. Schmerzlich berührt die Notiz: „Es stirbt der lahme Paul, ein alter Soldat und Bettler“, 1761. In demselben Jahre wird in Meiningen „ein französisches

¹⁾ Soester Stadtarchiv, Vol. D.

Frauenmensch begraben, so an lue venerea krepirt“. Bemerk't wird in Dinker, daß der Geistliche des Hauses Matena den Franzosen den Weg über die Ahse gezeigt habe. Herzog Ferdinand erfährt es und fragt, „was Religion das Haus Matena sei.“ Den schuldigen Kaplan setzt er dann in Hamm in Arrest bei Wasser und Brot. Im evangelischen Pfarrhause der „Wiese“ in Soest aber — das sei aus der Biographie Landfermanns (Leipzig 1890, Bädeler, S. 3) hinzugefügt — stand vor der Schlacht von Roßbach ein französischer Offizier vor dem Bilde Friedrichs des Großen: „Das ist der Konik von Preußen, dem wollen wir die Krone abreißen.“ Nach der Schlacht, auf eiligem Rückzuge, stand er wieder vor dem Bilde: „Ach großer Konik, großer Monark.“

Als dann der Hubertsburger Friede kam, wurde das Dankfest in allen Gemeinden feierlich begangen. Als Text war vorgeschrieben Ps. 35, 26—28: Sie müssen sich schämen und zuschanden werden. Abends war in Soest glänzende Illumination, und alle Glocken läuteten.

Wieder ist's Krieg — der unglückliche von 1806. Vor mir liegt ein Bändchen mit zwei Predigten, gehalten von einem Feldprediger, dessen Vorwort geschrieben ist „in dem großen Moment der allgemein erwachten Hoffnung der Menschheit, zur Zeit des Marsches der preußischen Heere, im August 1806“, und die beide auch in jenen Tagen gehalten sind. Der Redner mahnt, stark zu sein in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke (Ephes. 6, 10), und erwägt, „wie wir nach den Lehren der Weisheit und der Religion stark sein sollen, dem, das uns in der Zukunft bevorsteht, entgegenzugehen.“ Aus den Tiefen ist die Predigt nicht geschöpft, es ist ödes Gerede, die Trompete gibt keinen hellen Klang, und eine christliche Predigt ist's auch nicht. Der Redner stellt allgemeine Betrachtungen über den Vorteil der Selbständigkeit eines Volkes an. „Sehet nach Süddeutschland, wo die Völker als eine gemeine, leblose Ware neuen Herren, wohl gar Fremdlingen, als ein Eigentum verliehen werden, die neuen Untertanen ganz den Übermut, die Härte und die Habsucht besorgen müssen, die allemal die Geburten schneller, unnatürlicher

Glückserhebungen begleiten.“¹⁾ Im übrigen hofft der Redner mit gewisser Zuversicht wegen der „gerechten Sache“ auf den Sieg.

Als die Nachricht nach Soest kommt, daß Prinz Ludwig Ferdinand bei Saalfeld gefallen ist, sinkt die Pfarrfrau von St. Georg in Ohnmacht mit dem Rufe: „O Gott, o Gott.“ Als 1810 ein Bauer mit seinem Pastor wegen notwendiger Bauten auf seinem Hofe berät, will er damit warten, „bis wir wieder preußisch sind“ und will dafür seinen besten Ochsen geben. Aber er läßt sich dann sagen, er müsse, das zu erreichen, selbst das Gewehr auf die Schulter nehmen.²⁾ Der König Jerome von Westfalen war überall verachtet. Den sonst beliebten Rotwein will keiner mehr trinken, weil Jerome sich darin baden soll. Der Bürgermeister von Melle aber — so erzählte man in Soest — hatte diesem Könige eines Tages auf einem silbernen Teller ein Gedicht zu überreichen. Es war ihm eingeschärft, den Teller nicht loszulassen, denn der war nicht als Geschenk an den König gedacht. Jerome greift sofort danach, findet Widerstand, zerrt hin und her und läßt zuletzt plötzlich los, so daß der Bürgermeister in den Dreck fällt — aber mit dem jubelnden Ausruf: „ick hev em noch!“ Aus jenen Tagen erzählte der Generalsuperintendent Wiesmann, der aus mündlicher Überlieferung davon wußte: Ein Soester Schmied ist verdächtig und wird zum Tode verurteilt. Da reißt er seinen Rock auf: „Schießt mich nur tot, ihr findet in jedem Blutstropfen den preußischen Adler.“

Welche Begeisterung aber brach los, als die Kunde von der Leipziger Schlacht nach Westfalen kam. Am 3. November 1813 kamen die ersten Kosaken; sie fragen: „Nix Franzuß, nix Franzuß?“ Von Sauerkraut aber, dem vermeintlichen Lieblingsgericht der Kosaken, war eine solche Menge gekocht, daß, als die Masseneinquantierung ausblieb, die ganze Bürgerschaft mehrere Wochen nur von Sauerkraut lebte.³⁾ Die ersten preußischen Husaren wurden am 10. November 1813

¹⁾ S. 54 f.

²⁾ Landfermann, Erinnerungen aus seinem Leben, Leipzig 1890, S. 4.

³⁾ Landfermann a. a. O. S. 5.

„unter Vorreitung von mehreren Bürgern mit Musik unter dem Geläute aller Glocken und vielen Freudenschüssen eingeholt.“

Ja, es war ein treues, gutpreußisches Volk — dieses westfälische Volk in Soest und Börde und der ganzen Grafschaft Mark, in Minden und Ravensberg. Wie hatte man seit 1806 unter der Fremdherrschaft gelitten! Damals hatte man noch den König gebeten, unter keinen Umständen Westfalen abzutreten: Wir sind auf Gedeih und Verderb mit den Hohenzollern verbunden. Die Jahrhunderte haben uns mit ihnen verbunden durch Bande, stärker als das Eisen, das in unsern Bergen ruht. Und wo immer die Preußenfahne wehte im Schlachtensturm — in Böhmen, Italien, am Rhein, da starben auch unsre Väter und liegen da begraben, und ihre Gräber sind Triumphstätten der Treue bis in den Tod. Als dann doch die Gewißheit der Trennung kam, da schrieben die Märker den von Möller-Elsey verfaßten „Abschied“ ihrem Könige:¹⁾

„Dat Harte wull us breken, als wy dinen Affsied van uns lasen, un wi können uns noch hüde nit overreden, dat wi uphören schoelt, dine trowen Unnertanen to sin, wi, de di jümmer so lev hadden. So wahr wi levt, t'is nit dine Schuld, dat de Generale un Ministers na de Erlag bi Jena to bedonnert un to verbistert waren, um de verstrüweten Sgaren to uns hertostüren un se, met usen Landknechten verenet, tom negen Kamp uptoropen. Liv un Leven hädde wi dran wagt. Denn du mußt nit twiefeln, dat in usen Adern dat Blod der olen Cherusker noch fürig flüt un wi noch stolt darup sind, Hermann un Wittekind use Landlüde to nennen. Op usem Grunde ligt dat Winfeld, wo use Boorfahren de Finde, de dat düdeske Rik verwösten wullen, so slogen, dat se dat Upstahn vergaten.

Wie hädde seker dat Baderland reddet, denn use Landknechte hevt Mark in den Knochen un ere Seelen sünd noch nit anftreten. Use Wive sögt sülvst öre Goeren, use Döchter sünd kene Modeapen, un de Tidgest het oever us sine Pestlucht noch nit utgoten. Intüsken koen wi der Sülwold des Notlots nit entgahn. Oh!

¹⁾ Köster, Fferlohner Revolution, Berlin 1899, S. 244.

Leve wol, ole leve König! God geve, dat de Deverrest dines Landes di trouwere Generale un klökere Ministers finden late, as de waren, de di bedröweden. Eren Rat mußtest du towilen wol folgen, denn du bist nit allwetend, as de grote Gest der Welten.

Koen wi upstahn tegen den isernen Arm des Notlots? Wi mot alldüs mit manlikem Mot tolaten, wat nit in usem Vermögen is to ändern. Gott stah us by!

Wi hopen, dat use nege Her ward ok use Landesvader sin un use Sprake, use Seden, usen Gloven un usen Borgerstand evenso erholten un achten as du."

Das klang doch anders, als was von den alten Krummstabslanden in der Nachbarschaft erzählt wird: aber woher sollte denen auch die preußisch-deutsche Vaterlandsliebe in jener Zeit kommen?¹)

Schon gleich nach dem Tilsiter Frieden hatten die märkischen Patrioten an offenen Aufstand gedacht. Der unermüdlige Vincke plante ihn schon 1807 und wieder 1809. Auf den Edelhöfen der Mark liefen die Fäden zusammen, auf den Pfarrhöfen — sagt Bismarck — schürte man das Feuer, alle französischen Beamte sollten auf einen Tag aufgehoben werden, alle märkischen Männer, zumal gediente Soldaten, sollten aufgerufen werden — auf 40 000 Mann rechnete man. Auch der Volksaufstand des Landsturms wurde bedacht. —

Es war noch zu früh. Da starb Möller in Elsen an gebrochenem Herzen, aber Stein lebte noch und Vincke. Und niemand glaubte, daß dieses Reich, auf List und Gewalt gegründet, Bestand haben könne. Jedermann spottete des französischen Selbstruhms: „Die Worte Napoleons sind unfehlbar wie die Beschlüsse der Vorsehung.“ Da wurde der Pastor Spitzbarth in Schwelm seines Amtes entsetzt, weil er auf der Kanzel gegen den französischen Eroberer Worte der Unehreerbietung ausgesprochen hatte.²) Da flohen die jungen Konfribierten in die Wälder: „Lieber tot, als französisch.“ Da hielt der Ahne, damals Pastor zu Bünde, am Napoleons-

¹) Vgl. Gustav Freytag, Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1862, Hirzel, S. 480 ff.

²) Tischhauser, Geschichte der evang. Kirche, S. 21 f.

tage, 15. August 1812, seine erzwungene Festrede auf den gewaltigen Korren, und Späher saßen unter der Kanzel, jedes Wort des längst Verdächtigen wider ihn bei den Fremden anzubringen. Da sah man hoffnungsvoll zu dem großen Kometen auf, der 1811 am Himmel stand. Da ließ die dumpfe Gewitterschwüle sich nur tragen, die stille Wut im Herzen sich nur zurückdämmen durch die gewisse Hoffnung des gern gesungenen Liedes:

Es kann ja nicht immer so bleiben
hier unter dem wechselnden Mond,
der Krieg muß den Frieden vertreiben,
im Kriege wird keiner verschont.

Napoleon, du Schustergeselle,
du sitzt ja nicht fest auf deinem Thron usw.

Der Entschluß stand fest, Gut und Blut an die Freiheit zu setzen. Wie hoch die Wut im sonst so ruhigen Volke stieg, mag man daraus sehen, daß ein Bauer aus Preußisch-Oldendorf, der verwundete Franzosen von Minden nach Osna-brück zu fahren hatte, unterwegs eine Runge aus seinem Wagen zog und einen nach dem andern damit totschlug, um mit leerem Wagen wieder nach Hause zu fahren.

Am Weihnachtstage 1812 kam die Nachricht von der völligen Vernichtung der großen Armee nach Soest. Das war eine frohere Weihnachtsgabe, als man je sonst empfing. Alle Häupter hoben sich. Und ob noch ein Jahr blutigen Ringens folgte — es kam der 18. Oktober 1813 und es kam das Ende des Monats. Da ließen die Soester selbst ihr Allerheiligensfest, sonst ein Fest übermütigen Markttrubels, das mit allen Heiligen wenig genug zu tun hatte, im Stich. Die Gymnasiasten aber malten nachts den Adler vor ihrer Schule wieder in preußischen Farben. Die ersten Befreier, Blücher'sche Husaren, riß man von den Pferden, umarmte und küßte sie. Man läutete drei Tage lang die Glocken; und wenn die Arme nicht mehr die schweren Glocken ziehen konnten, dann schlug man mit Hämmern an sie und zerschlug in der Freude des Herzens mehr als eine. Da bewahrheitete sich das Wort des Generals v. Borstell: „Ich komme, der Mark zu sagen, daß wir wieder vereint, wieder Preußen sind — mehr bedarf es nicht.“

Treitschke aber schließt: ¹⁾ „Es war ein Rausch der Freude; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der Roten Erde nicht wieder.“

Und nun kam die eigene Rüstung. Von den Kanzeln erscholl die Aufforderung, sich freiwillig zu stellen. Die Begeistertsten waren mit den Blücher-Husaren gleich mitgezogen. In Hamm sammelte sich das märkische (I.) Landwehregiment in wenig Tagen, 3300 Mann stark. Von hier zog es nach Wesel — ohne Uniform, nur in Mänteln, ohne Waffen, nur mit eichenen Knütteln bewaffnet. Im ganzen stellte die Mark fast 10000 Mann zu den Waffen, je einen auf 150 Seelen, in Ravensberg war es gar je einer auf 100 Seelen. Das war eine Leistung für ein Volk, das bisher des Kriegsdienstes der Wehrpflicht ungewohnt war, ebenbürtig jeder Leistung der östlichen Provinzen. Und dann eilt am 7. April 1814 der Assessor Stute, der auch mitgezogen war, mit vier blasenden Postillons durch alle Straßen Soests unter dem Geläut aller Glocken und verkündigte: Paris ist genommen, die stolze Babel ist gefallen. Da sang alles Volk in der Petrikerche: Nun danket alle Gott.

Und als der erste Jahrestag von Leipzig wiederkehrte, da sangen's mit Pauken und Trompeten die Seminaristen vom Petriturm, von wo sonst zu Weihnachten das altberühmte „Gloriasingen“ erscholl. Und auf allen Höhen der Haar loderten die Flammen empor. Auf den Altären aber opferte man die fast ungeheuerliche Summe von 19000 Rthst.

Es war kein guter Friede, der geschlossen war, und — Gott sei Dank — kein dauernder: die Freiheit ist keine Ware, die einem Volke leichtthin und ohne eigenes Kämpfen in den Schoß fällt. Und die Söhne der Roten Erde sollten mit ihrem Herzblut noch für die Freiheit zahlen. Sie waren die ersten, auf die der Stoß des von Elba zurückgekehrten Imperators bei Ligny traf und die letzten, die ihm bei Waterloo den Garaus machten. Als Blücher sie musterte — es standen ihrer bei 30000 in Reih und Glied — sagte er: „Das sind meine Westfalen, Kerls wie von Eisen.“ Und wie

¹⁾ Deutsche Geschichte I, S. 510.

von Eisen standen sie bei Ligny. Es kam zum Kampf, Mann gegen Mann — mit Bajonett und Kolben. Kein Pardon ward gegeben noch genommen. Dreimal wurde der hochliegende Kirchhof von St. Amand genommen und an die Übermacht wieder verloren. Viele Namen Einzelner, die sich auszeichneten, werden genannt. Hier nur einer: der Trommler Ackermann, 14 Jahre alt, ward gefangen, befreite sich selbst und kam mit erbeutetem Gewehr zurück. Seit jenen Tagen haftet der Ehrenname der Hacketäuer an den beiden westfälischen Regimentern Nr. 15 und Nr. 16.¹⁾ Kein Bataillon stand heldenhafter als das Füsilierbataillon Nr. 16 (Hagen). Immer wieder von Stürmen der Gardekürassiere angefallen, blieb eisern ihr Widerstand. Es war das letzte Bataillon, das im Nachtdunkel noch angriff, es rettet Blücher, der ohnmächtig unter seinem Pferde lag. Der Hagensche Chirurgus erweist ihm die erste Hülfe. Aber die Hälfte des Bataillons liegt erschlagen auf der blutgetränkten Walstatt, von den Offizieren steht fast keiner mehr. Der General von Steinmeyer ehrt am folgenden Tage die Trümmer des Bataillons, wie der alte York bei Wartenburg das Leibregiment geehrt hatte: der nahm seinen Hut ab und blieb barhaupt, solange das Regiment vorüberzog.

Die Schlacht war verloren, aber nicht die Ehre und nicht der Mut. Und schon am zweiten Tage danach zogen die geschlagenen Regimenter mit klingendem Spiel und hellem Gesang von den Höhen auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance, die entscheidende Schlacht zu entscheiden. Und als nun die Schlacht entschieden ist, da ist's wieder ein westfälisches Regiment, das das letzte Wort spricht, das 15. Gneisenau setzt sich an die Spitze des Füsilierbataillons von diesem Regiment, ein Trommler wird auf ein Pferd, ihm zur Seite, gehoben und schlägt den preußischen Generalmarsch. So geht's in die Nacht hinein, hinter den Franzosen her — die ganze Nacht durch klingen die Trommelwirbel und das Hurra der Verfolger und scheuchen die zum Tode erschöpften Franzosen immer neu wieder auf. Und als die Sonne des 19. Juni aufging, da

¹⁾ Berger, Der alte Harkort, Leipzig 1891, S. 125.

sah sie das Franzosenheer zerstäubt in alle Winde. Da genoß man die Rache für Jena in vollen Zügen, da galt es den letzten Hauch von Mann und Roß, da tat sich der Weg nach Paris zum zweitenmal auf. Und Belle-Alliance — das ist unser westfälisches Leipzig.

Es waren wohl nur die altpreußischen Teile Westfalens, die so für ihr Preußen kämpften. Für sie ist bezeichnend das große Eiserne Kreuz, das die Mark in der „Grüne“ bei Iserlohn errichtete mit der Inschrift: „Im Namen unsres Gottes werfen wir Panier auf“, und nicht minder das Königslied Hülsemanns, der lange Jahre Mitglied der Pfarrkonferenz an der Grüne war. Noch im Jahre 1833 war der Kronprinz Friedrich Wilhelm tief ergriffen von der wahrhaftigen Liebe der märkischen Fabrikarbeiter zu dem preußischen Königshause.¹⁾ Der Paderbornschen Landwehr freilich, die in Soest stand, mußte 1813 im Münster zu St. Patrokli eine Predigt über den Eid gehalten werden wegen überhandnehmender Desertion, und der Soestische Landsturm mußte die Landwehrleute wieder einfangen, wenn sie davonliefen.²⁾ Und doch war es 1815 eine gemeinsame Feier, als die neue Provinz Westfalen am 18. Oktober 1815 in Münster ihrem Könige huldigte. Das Programm der Feier besagt: „Am 17. Oktober abends 5 Uhr erfolgen dreimal 24 Kanonenschüsse und alle Glocken läuten in drei Pulsen von zehn Minuten.“ Und dann kommt am folgenden Tage der feierliche Akt selber. Im großen feierlichen Zuge ziehen die Spitzen der staatlichen und kirchlichen Behörden über die Marktstraße, Spiekerhof, Rosen- und Frauenstraße nach dem Schloßplatz. Vor dem Schloß ist ein Thron aufgeschlagen, um den alles sich sammelt. Der Vertreter des Königs tritt auf die erste Stufe des Thrones, der Herold ruft Stille aus. Nach Rede und Gegenrede wird der Treueid vorgesprochen und von den Versammelten entblößten Hauptes nachgesprochen. Dann Trompeten- und Paukenschall und 101 Kanonenschüsse. Im Dome aber wird zum guten Beschluß das Tedeum gesungen.

¹⁾ Krafft, Theol. Arch. 12, S. 126 f.

²⁾ Rothert, Ehrenreiche Stadt, S. 182.

Der Abgesandte der märkisch-lutherischen Geistlichkeit, Pfr. Trippler in Unna, aber schildert seine Erlebnisse bei dieser Huldigungsfeier also: In Gesellschaft des Unnaischen Bürgermeisters Rademacher fährt er am 16. Oktober von Unna ab und langt „schon um 3 Uhr“ in Münster an. „Hier hatte es Mühe, ein gutes Quartier zu erhalten. Zwar wurde dergleichen genug von der Kommission, auch von anderen, angeboten, aber zu enorm hohen Preisen, nämlich täglich zu 3—5 Rthst. in Golde. Endlich kam ich nach vielem Rennen noch gut und billig auf dem Schloßplatze in der Nähe des Schlosses unter, in eben dem Hause, worin Aschenberg, Hülsemann und Wehberg wohnten.

Nachdem ich mein Kreditiv im Kanzleisaale den drei Kommissarien vorgelegt und ordinieren lassen . . . blieb mir noch Zeit, den Einzug des kgl. Kommissarius zu sehen. Die vornehmsten adeligen Familien waren zum Teil mit ihren Frauen und Kindern in prächtigen Karossen der Erzellenz entgegengefahren. . . . Ungefähr $\frac{1}{2}$ 6 Uhr langte der Minister v. d. Recke an unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen, dem Jauchzen des Volks.“ Von blasenden Postillons, berittenem Landsturm und unzähligen Menschen wird der Minister zum Schlosse geleitet. Nach feierlicher Begrüßung zog sich „der edle Greis“ ins Schloß zurück. Schon am Stadttore war der Minister vom Magistrat mit Reden bewillkommt, „wovon ich aber nichts hörte. Denn das Laufen, Reiten, Fahren, Tosen war so schrecklich, daß man nicht wußte, wohin man sich wenden sollte. Wie es ein wenig stiller wurde, trug ich mich ins Schauspiel und sah: „Rettung für Rettung“ von Beck, mittelmäßig vor einer zahlreichen Versammlung aufführen. Das Stück selber gefiel mir besser als die Behandlung; denn es enthielt viele moralische Züge und war frei von den gewöhnlichen Schlüpfrigkeiten. — Nun hielt es schwer, ein wenig zu essen zu bekommen. Alle Gasthöfe waren voll, alle Tafeln besetzt. Endlich kam ich bei Nölken noch unter.“ Bei der Fahnenweihe am 17. Oktober wurden alle Zivilisten, die sich in großer Menge dazu gedrängt hatten, herausgetan. Dann aber „versammelten sich die Eingeladenen im großen, schönen Königsaaale im Schlosse. In

der Mitte des kostbar dekorierten Saales prangte an der Seitenwand zwischen zwei ungeheuern Spiegeln das Bildnis unsers Königs, gut getroffen in Lebensgröße. Zur Rechten desselben erhielten die anwesenden Fürst- und Weihbischöfe ihren Platz, neben diesen protestantische Geistliche, dann die katholischen, die Deputierten des Bürgerstandes, des Bauernstandes, Verwaltungsbeamte, Rittergutsbesitzer und deren Deputierte.“

Bald hernach erschien der Herr Minister, geführt von dem Herrn Oberpräsidenten von Vincke. „Se. Excellenz sagten fast jedem etwas Verbindliches. Ich hatte die Gnade, erkannt zu werden. Abends war Schauspiel, dann Fackelmusik vor dem Schloß — ein Qualm von Pech, Getümmel, Hurra-Geschrei und Bivatrufen des Volks. Besser gefiel mir im Schloß die sanfte Musik eines gut besetzten Instrumentalkonzerts von einem der Balkons im Konzertsaal, die freie und frohe Gesellschaft von Damen und Herren, die bis lange nach Mitternacht beisammen blieb. Es wurde hinreichend Gebackenes, Wein, Punsch, Bischof und Tee gereicht.“

Die Huldigung am 18. Oktober ist in dem Programm also beschrieben. „Alles war königlich“ an ihr! Die Huldigungsrede war kurz, aber feierlich! Und dann die Eidesleistung! „Heilige, rührende, herzergreifende Augenblicke. . . . Die Tafel war in sechs Sälen gedeckt. Vor dem Eintritt zeigte jeder seine Karte, ein besonderer Kommissär zog aus einer Urne ein Billett, und nun bestimmte der Zufall, in welchen Saal, der auf dem Billett benannt war, man geriet. Eine gute Einrichtung, jeden Rangstreit zu verhüten. Im Saale des Ministers an seiner Tafel haben viele vom Bauernstande mitgespeist. Abends war Erleuchtung, wobei sich ein guter Sinn der Münsteraner auszusprechen schien; denn sie war ziemlich allgemein und mitunter kostbar.“

„Am 19. Oktober war Feier in der Universität und dann großer Ball. Inzwischen hatte ich das Vergnügen bis zum Überdruße genossen, sehnte mich wieder nach Hause und Ruhe und beurlaubte mich abends auf dem Ball beim Oberpräsidenten v. Vincke.“

Beim Rückblick auf die Tage beklagt der Schreiber u. a. die lästige Notwendigkeit, in Schuhen und Strümpfen erscheinen zu müssen, denkt an die Kosten des Festes: bekam doch der Unternehmer des Mittagessens für jedes Gedeck einen Friedrichsdor, die Erleuchtung des Königsaales kostete 80 Rthst., das Feuerwerk am 20. Oktober gar 800 Rthst., und der bibelkundige, treffliche Theologe fügt hinzu: „Möchte man hier nicht auch fragen nach Matth. 26, 8?“

Besser als alle äußern, noch so glänzenden Sieges- und Huldigungsfeiern gefällt vielleicht ein kleines Andachtsbuch, das Hülsemann, der Nachfolger Möllers in Elsen, in demselben Jahre 1815 unter dem Titel: „Siegesfahne der Deutschen“ hatte erscheinen lassen: die Vorrede schrieb er „am Tage des Sieges vom schönen Bunde“ (Belle Alliance) (18. Juni). Er sagt darin (S. 5): „Der Herr will sichtbar in unsern Tagen ein großes Werk ausführen; er will unser Gemüt zu dem göttlichen Leben erneuern, das uns in Jesu Christo gegeben ist. Die deutschen Streiter, die einst von der rauhen Bahn des Kampfes in den Schoß unsres Vaterlandes zurückkehren, sind die Blüten (!) unsres Volkes und die Pfleger der kommenden Zeit. Auf ihren Sinn kommt es an, ob auf den Gräbern ihrer verklärten Brüder sich ein göttliches Geschlecht für wahre Freiheit, Ordnung und Tugend entfalte.“ — Er gibt dann 33 Andachten über Schriftworte: von einigen seien wenigstens die Überschriften genannt: Liebe zum Vaterlande, Kampf für das Vaterland, Der Feind in uns, Eins ist not, Das neue Leben, Gottes Wort, Wachsamkeit, Das Gebet, Der geistliche Kampf, Schande der Wollust, Ehre der Keuschheit, Das Laster der Trunkenheit, Spielsucht, Schande dem Diebe und Plünderer, Christliches Verhalten gegen den feindlichen Bürger und Bauern, Christliches Verhalten gegen den Überwundenen, Bruderliebe, Hochachtung den Obern, Ehrfurcht den Landesfürsten, Christlicher Mut und Seelenstärke, Höhere Hülfe in Leiden, Der Tod fürs Vaterland. Daran schließen sich noch einige Abendmahlsandachten, eine kleine Gebetsammlung mit dem Körnerschen Liede: Vater, ich rufe dich, und endlich einige von ihm selbst verfaßte christliche Gesänge.

Zum Zeugnis, wie Hülsemann es meint, sei aus einer Andacht ein wenig gesagt (S. 10 f.): „Das Vaterland ist in große Bedrängnis geraten; denn viele seiner Kinder wichen von dem Pfade der Väter, vom Glauben an den unsichtbaren, doch mächtigen Herrn, von der Treue, der Einfachheit der Sitten und der Eintracht. Dem Worte Gottes, welches so viel Kraft und Weisheit und Segen den Vätern gegeben hatte, wurde der fromme Glaube und der Gehorsam versagt; die Tempel, worin das Volk einst in vollen Scharen betete und sich einigte, wurden leer, und es entwich die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Da verschwand die Kraft, die nur in dem Unsichtbaren wurzelt, die Zwietracht löste die Bande auf, welche deutsche Stämme, auf vaterländischem Boden entsprossen, so fest vereinigt hatten, und Sinnesgenuß wurde mehr erstrebt als die hehre Freude der Tugend. Darum strafte der Herr und gab uns in die Hände der Fremdlinge, die voller Lug und Trug waren. Sie standen an dem furchtbaren Ende der Bahn, deren schlüpfriger Anfang von Deutschen betreten war. Sie raubten uns unser Eigentum, schändeten unsre Tempel, entehrten die Menschenwürde und gaben uns Trug für Wahrheit, Jammer für Glück. Da erblickten viele das Laster in seiner Schändlichkeit und ergrimmten ob des Verderbens, das es in unser Vaterland brachte. Sie wendeten sich in Demut wieder zu dem Herrn; Fürsten erwachten und die Völker. Der Gekreuzigte — früher vielen ein Urgerniß und eine Torheit — wurde nun denen, die berufen waren, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Das Kreuz des Herrn wurde wieder aufgepflanzt als Siegeszeichen.“

In dieser Siegesfahne der Deutschen steht auch S. 214 das folgende Lied Hülsemanns:

Melodie: Es ist das Heil uns kommen her.

1. Wir treten hier in Gottes Haus
mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre.

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
wie schwer der Kampf auch werde.
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland —
so tut's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre.

3. Es bricht der freche Übermut
der Tyrannei zusammen.
Es soll der Freiheit heil'ge Blut
in allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungeßüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre.

4. Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
für die gerechte Sache.
Er rief es selbst in deutscher Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre.

Neben diesen Worten Hülsemanns mag ein anderes stehen, mit dem ein Pädagoge die von ihm gebildete Jugend in den Krieg entließ. Er mahnte sie, auch im Kriege wahren deutschen Heldentums zu gedenken, das weit abliege von aller soldatischen Roheit vergangener Tage. Es ist der Rektor des Archigymnasiums in Soest, J. M. P. Seidenstücker. Sein Schriftchen führt den merkwürdigen Titel: „Der heimige Bürger an seinen krieglichen Bruder“ (1814). Schon dieser Titel mit seinen neuen Wortbildungen deutet an, daß der Geist des Turnvaters Jahn mit seinem echtdeutschen Sinn, der alles Fremde schroff ablehnte, auch in Seidenstücker lebendig war. Es geht das auch aus dem Inhalt der Schrift hervor: sie weist weit ab die bis 1806 gewohnten „stehenden Heere“, die namentlich in den Zeiten nach dem Hubertusbürger Frieden zum größten Teil aus Geworbenen bestanden: „Hätte Friedrich aus des Vaterlandes Frühe den unbefiegten Heerbann zurückgerufen — welches ein Geschlecht hätte er erziehen, welches einen Staat hätte er gründen, welche eine Unüberwindbarkeit hätte er erschaffen können!“ Statt dessen kam der Tag von

Jena. „Das war ein Tag schrecklicher Offenbarung; er sprach ewig denkwürdig die Lehre aus: Kein stehendes Heer schützt das Vaterland.“ Und es kamen die schrecklichen Tage danach, da „der Gallier“ auf Deutschlands Boden wütete. „Sammeln werden unsre Schriftner (!), bis sie vollendet haben das Gemälde der Hölle mit allen ihren gräßlichen Teufeln.“ Und der letzte Grund davon? „Der Franzose war früher in uns, als er bei uns war. Nehme der Deutsche nur wieder den Bissen! Als er den Bissen nahm, fuhr der Satan in ihn. Denn Satan ist auf deutschem Boden der Franzose. . . . Gottlob, der Schlange ist der Kopf zertreten. Der Satan, der sich in sie versteckt hatte, ist in sein Reich zurückgeflohen; der Tag von Jena ist gerächt; Roßbach strahlt wieder mit Glorie in Deutschlands Geschichte; Leipzigs Sonne hat, was Jenas Unstern verdunkelte, mit der Ewigkeit Feuer wieder erleuchtet. Wir sind wieder Deutsche, wieder frei! O süßes Wort, in sieben langen ägyptischen Jahren nicht mehr gekannt, drum süßer nun — sind frei, wie des Planeten Schwung, dem nur der Weisheit Gesetze Bahn und Grenze vorschreibt.“

„Ach, bekennen wir es nur, schwer hatten wir gesündigt, hatten vergessen, daß wir Deutsche sind, uns in Sitte, Mode, Puß und Tand und Sprache uns selbst dem Ausländer verkauft! Wir hatten vergessen, daß wir Brüder sind, drum uns verderbt durch Haß und Zwist und Streit; hatten vergessen, daß wir Gleiche sind, drum uns entzweit durch groß und klein, durch hoch und nieder, durch vornehm und gering; hatten vergessen, daß wir hienieden nur Pilger sind, drum uns hingegenben der Gaumenlust, der Augenlust, der Fleischeslust, in Epikurs Gärten wandelnd, Christi Lehre verleugnend! Zu einem solchen Volke hinabgesunken, mußte uns die Freiheit entweichen, nur denen hold, die Gott vertraun, wie sich den Nächsten leben und in jedem Menschen Gottes Bild verehren. Sie entwich zürnend unserm Boden, und uns traf schwer der Sünden Schuld. — Doch nicht wirkungslos traf uns die Zuchtrute Gottes. Wir sind aus unserm Sündenschlase aufgeschreckt, wir haben unsern Sinn wieder in uns und aufwärts gekehrt.“

Dann wendet der Verfasser sich seinem eigentlichen Ziele zu, zwischen dem „bequartierten“ Wirte und dem „ein-

quartierten“ Soldaten alles wegzuräumen, was Ursache zu Zank und Streit zwischen beiden werden könnte, wie es doch wohl bei dem Durchzuge großer Heeresmassen möglich war. Er mahnt die Wirthe, die Soldaten als liebe Gäste aufzunehmen, aber auch die Soldaten mahnt er, die Roheit der alten Söldner dürfe bei ihnen nicht mehr sein. Und weiß er unter ihnen die Scharen der Freiwilligen — er hat wohl selbst auf seiner Schule ihrer viele erzogen — so wendet er an sie ganz besonders sein Wort.

„Die Scheidewand, die bis in unsre Tage in Deutschland Nährstand und Wehrstand trennte, ist auf ewig niedergerissen. . . . Wir haben dem Gewirre der Stellvertreterei entsagt, kennen keinen abgetrennten Stand mehr, dem wir unsre Habe, unsre Freiheit, unser Vaterland zu beschirmen überlassen, ruhig daheim sitzend und uns nur zwischen Erwerb und Genuß teilend. Wir alle sind wieder berufen, König und Vaterland zu schützen. Es gibt bei uns keinen Soldatenstand mehr, jeder wehrhafte Bürger ist Soldat, Soldat und Bürger sind bei uns wieder eins geworden. Wenn je, so muß jetzt im Volke Eintracht herrschen. . . . Fern sei darum von euch, edlere Brüder, der alten Söldner Ungestüm!“

„Und wer könnte, wer soll hier mehr wirken, mehr den neuen Geist wecken und verbreiten, als ihr, neuaufgerufene Söhne des Vaterlands, Jünger der Musen, Lieblinge der Künste, und in alle Wege Befreundete des heimischen Herdes? Ihr alle genährt mit den friedlichen Gefühlen stiller Heimat oder gehoben durch die Lehren bildender Weisheit, ihr seid hier das Salz der Erde, von euch muß ausgehen ein neuer, heiliger Geist, der Liebe und Vertrauen, Einheit und Ewigkeit durchs ganze Land ausgieße und verbreite. Wenn wir den Soldaten des Standes manche Rauheit verzeihen, euch wird keine verziehen, keine übersehen. Das ist der Krieg (c'est la guerre), sagte der vergötterte Attila unsrer Zeit, als der gemißhandelte Deutsche ihm die Freveltaten seiner Horden klagte. . . . Der Kleinling, der nur andre zu morden, nicht selbst zu sterben wußte, sprach sich durch dieses einzige Sündenwort in seiner ganzen Verworfenheit aus. Aber mehr als ihn würde es euch, Deutschgeborne, in deutscher Zucht

Erwachsene, mit deutscher Weisheit Genährte schänden, wenn ihr, einem gefühllosen Korfen gleich, euch nur eine einzige Unbill mit dem Höllewort „das ist der Krieg!“ bei euch und andern entschuldigen wolltet. In euch muß ausgeprägt sein der Held, wie er sein soll, bei sich das Leben nicht achtend, bei andern die geringste Habe als heilig und unverletzlich schonend; den entgegenkämpfenden Feind zu Boden schmetternd, dem Gefallenen heilenden Balsam in die Wunden gießend; Löwenmut in der Brust tragend, Menschengefühl im Herzen.“

Es kam die lange Friedenszeit seit 1815, eine Zeit der Ermattung nach ungeheuren Anstrengungen. Es war keine glückliche Zeit. Die Versprechungen größerer Freiheit und politischer Mitarbeit, die man seitens der Regierung gemacht hatte, wurden nicht gehalten. Zumal in unserm selbständigeren Westen trug man schwer daran. Selbst ein gewiß königstreuer Mann wie Konsistorialrat Natorp schreibt 1815 an Bädeker:¹⁾ „Ob nun endlich eine ordentliche landständische Verfassung und ein vollständiges repräsentatives System zum Vorschein kommen werden, soll mich wundern. Geschieht das nicht, dann war es nicht der Mühe wert, so viel Blut und Gut aufzuopfern, um Deutschland von dem fremden Joche zu befreien.“ Das sei nicht etwa als ein zu billiges Wort wiederholt. Schon Bismarck hat dagegen gesagt: Es habe 1813—15 die nationale Freiheit genügt, um die einmütige Erhebung des Volkes hervorzubringen. Aber es beweist den selbständigen westfälischen Sinn, der auf politische Selbsttätigkeit nicht verzichten wollte, so wenig wie auf kirchliche. Es ist der Sinn, in dem der spätere Oberpräsident Freiherr v. Vincke 1815 schrieb: „Ich habe allgemein die Erfahrung gemacht, daß die Menschen sich selbst mehr achten, verständiger werden, entwickeln und fortbilden, je nachdem man ihnen eigne Wirksamkeit und Selbständigkeit einräumt und sie sich selbst beraten läßt und solches auch auf öffentliche Angelegenheiten ausdehnt.“ Ein gewisser Ersatz für die versagte politische Betätigung wurde durch das Entstehen des Zollvereins geschaffen, unter dem das wirtschaftliche Leben aufblühte. Diese Zeit der Ruhe wurde

¹⁾ Prov.-Kirchenarchiv Soest.

zu einer Zeit der Sammlung aller Volkskräfte. Wiederum zumal im Westen.

Hier ragt unter allen Gestalten der Männer, die bestimmend auftraten, Friedrich Harkort hervor.¹⁾ Er ist Bahnbrecher der großen industriellen Entwicklung und ein Träger des altliberalen — nicht des theoretisierenden liberalen — aber auch des nationalen Gedankens. Er hatte einst bei Ligny mitgefochten und hat sein Preußentum nie verleugnet.

Es waren doch manche Unterschiede zwischen den Landen im Osten der Elbe und denen im Westen, so sehr sich beide als Preußen fühlten. Darauf weist auch Tschhausser:²⁾ Welch anderer Geist im Westen und im Osten lebte, zeigt ein Vergleich des „Westfälischen Anzeigers“ mit den „Schlesischen Monatsblättern“ aus den ersten 15 Jahren des 19. Jahrhunderts. „In den „Provinzialblättern“ eine vornehme Haltung. Was je vom Adel für wohlthätige Zwecke getan und verausgabt worden ist, etwa auch Vermächtnisse von Kaufleuten, wird sorgfältig registriert, aber vom Volke hört man nichts, keine Korrespondenzen aus dessen Mitte, keine freimütigen Auslassungen über Übelstände, das Landvolk ist hier eine kaum existierende Menge! Wie anders der „Westfälische Anzeiger“. Hier redet überall das Volk in Artikeln, in Einsendungen. Und alles kommt zur Sprache: Übelstände der Kirche und Schule, soziale Zustände, von allem redet man lobend oder tadelnd; man fühlt da den Pulsschlag des warmen, frischen, kräftigen Volkslebens.“ Dazu hatte sicherlich vor allem die freiere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse ihr gut Stück beigetragen. Man hatte im Westen die seit Jahrhunderten überlieferte Presbyterial-Synodal-Verfassung, das Recht der freien Pfarrwahl. Die Hörigkeitsverhältnisse der Bauern waren mildere: neben freien Besitzern saßen solche, die längst ein gewisses Anrecht an ihren Höfen hatten.

Es war doch im Grunde nicht der liberale, sondern der nationale Gedanke, der zutiefst die Gemüter beherrschte. Ob

¹⁾ Vgl. Berger, Der alte Harkort, ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Leipzig 1891, Bädcker.

²⁾ Geschichte der evang. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Basel 1900, In Kommission bei Reich. S. 10.

er nicht die eigentlichen Massen des Volks bewegte, so erfüllte er dafür die Herzen der akademischen Jugend mit um so glühenderer Begeisterung. Freilich hatte Westfalen keine Universität. Aber die westfälische Jugend, die in Bonn oder Jena oder sonstwo studierte, schwärmte, wie nur irgend eine andre, für Deutschlands Einheit und Größe — und litt dafür. Alte Familienpapiere geben darüber Auskunft. Ihnen entnehmen wir die folgenden beiden Gedichte. Der Verfasser, ein späterer treuer westfälischer Pastor, war Burschenschafter in Bonn und Jena gewesen und schon damals ein guter Preuße, der für seinen König auch mit der studentischen Waffe eintrat. Das hatte ihm von dem gestrengen Universitätsrichter vierzehn Tage Karzer eingetragen. Als Burschenschafter aber galt er den preußischen Gerichten als „Demagoge“, wurde durch Erkenntnis des Kammergerichts vom 11. Juli 1836 seines Amtes entsetzt, überhaupt für unfähig zur Führung irgend eines Amtes erklärt, vom Bombardier zum Gemeinen degradiert, und saß auf der Festung als Gefangener. Er wurde später begnadigt. Wie es ihm in dieser schweren Zeit ums Herz war, das zeigen die beiden Lieder.

Pfingsten 1836.

Deutschland, warum verstößt du mich?
 Geburtsland, Heimatland, Land meiner Liebe,
 das in Hesperiens Zaubergärten doch,
 das in den Prachtgefilden aller neuen Welten noch,
 das in den schönsten — o in allen, allen Landen,
 mit ewig unzerreißlich festen Banden
 in meinem Herzen eingewurzelt bliebe —
 Deutschland, warum verstößt du mich?

Deutschland, warum verstößt du mich?
 War ich unwürdig denn des teuren Rechtes,
 mich deinen Sohn zu nennen? Stolze Männerheimat, war
 mein Mut nicht hoch und stark wie deine Eichen? Nicht klar
 und hell wie deine Seen der Sinn mir in der Brust?
 Nicht wie ein Alpebirg entgegen schnöder, welscher Lust?
 Sahst jemals du von mir die Werke eines Knechtes?
 Deutschland, warum verstößt du mich?

O ewig teures Vaterland,
warum werd ich aus dir verbannt?
Verstößt dein Kind,
das du gesäugt, das nirgends andre Heimat findt?

War ich nicht stark in jeder Not?
War ich nicht treu bis in den Tod?
Ins fremde Land
umtreibst du mich; das Herz bleibt doch im Vaterland.

Und wenn ich alles auch verlier,
ich lasse dennoch nicht von dir!
Ich laß dich nicht,
bis einst mein Aug im Todeskampfe schmerzlich bricht.

Wer kann sich über die Träume der Jugend, die auf ein einiges deutsches Vaterland gingen, wundern, wenn er hört, wie man auch in ernstestn Kreisen über die damaligen politischen Zustände dachte! Immerhin sah man in diesen Kreisen tiefer.

Im Präsidialbericht der Gesamtsynode der Mark von 1833 (S. 5 f.) klagt Präses Nonne: „Welchen goldnen Träumen überließen wir uns, als durch die Gnade und Erbarmung des Herrn der Goliath der Franken in den Staub sank, und mit ihm zugleich die Ketten, die uns wundgedrückt hatten, zum Spinngewebe wurden, das eine Kinderhand zerreißen konnte. Nun — so dachten wir — nun tagt es, nun bricht die Zeit an, von der die Dichter singen und die Weissagungen sprechen, Völkerglück wird kein Traum mehr sein, die Fürsten werden hinfort nur Väter heißen, und die Völker ihre lieben Kinder genannt werden. Vor allem aber werden die Psalmen des Dankes, die das gerettete Vaterland in allen Kirchen und Tempeln zum Throne Gottes hinauf betet, nur der Anfangspunkt eines neuen frommen, gottseligen, christlichen Lebens sein, und das Volk der Deutschen wird forthin dem Gott die Ehre geben und ihm allein dienen, der in wunderbaren Kämpfen und Siegen seinen Namen hat herrlich gemacht unter den Heiden.

„So hofften wir, so beteten wir, aber vieles, was wir hofften, ist zuschanden geworden, und was wir mit Zuversicht erwarteten, ist gleich einer Nebelgestalt in nichts zerfllossen. Bessen Herz blutet nicht . . . daß wir . . . in eine Wüste

hineingeraten sind, in welcher es so öde und dunkel ist, daß es uns zweifelhaft bleibt, ob ein Weg hindurch nach den Bergen Kanaans führt. In welche heillose, entsetzliche Verblendung sehen wir die Völker stürzen! Das eine rollt die Höllenfahne der Rebellion auf, das andre will sein Haupt erheben und sich neben seinem König auf den Thron setzen, zum mindesten ihm eine seiner Hände fesseln, damit er auch mit der zweiten nicht viel mehr beginnen kann. Das dritte schreit sich heiser nach einer Konstitution, ihm selbst, wenn es sie endlich empfängt, ebenso verderblich wie dem Kinde das scharfgeschliffene Messer. Welch einen Zwiespalt sehen wir fast überall zwischen Fürsten und Völkern entstehen! Die letzteren vergessen es, daß die Könige die Gesalbten des Herrn sind und daß die Majestät der Throne eine von Gott verliehene ist, und wie kann es dann anders sein, als daß die ersteren mit Mißtrauen auf ihr Land hinblicken müssen, und sich unter ihrem Volke nicht mehr in dem beglückenden Verhältnisse, wie das eines Vaters zu seinen liebenden und vertrauenden Kindern, erkennen?“ Freilich kann der Bericht dann fortfahren: „Die verworrenen Stimmen, die in der Ferne ertönen, haben bei uns kein Echo gefunden.“ Aber „schlafen nicht auch in unsrer Brust die sündlichen Begierden?“ Darum „wer da steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle!“ „Die Irreligiosität ist das Grab aller Volkswohlfahrt.“

Das Geschwür brach 1848 auf. Leider ist auch Westfalen an diesen Tagen stark beteiligt.

Der 10. Mai 1849 ist der Tag der Iserlohner „Revolution“, ein böser Tag in der Geschichte unsrer Mark. Man stürmte das Zeughaus in Iserlohn.¹⁾ Noch böser war der Himmelfahrstag, 17. Mai: er sah die gute alte Stadt in Waffen gegen preußische Soldaten; sie erhielt dafür prompt ihren Lohn ausgezahlt. In Hagen rumorte es wohl auch; man machte aber die Erfahrung, daß der Preußensinn auch in jener tollen Zeit sich nicht mitreißen ließ. Und kamen die Demokraten gar aufs Land, dann setzten sie sich handgreiflichen Überzeugungsgründen aus, vor denen ihr Idealismus

¹⁾ Köster, Geschichte der Iserlohner Revolution, S. 68 ff.

nicht bestand.¹⁾ In Deilinghofen aber bewaffnete Pastor Limborg seine Bauern mit Mistgabeln und Dreschflegeln und trieb aufrührerische Iserlohner zum Dorf hinaus.²⁾

Das Ganze war mehr Komödie als Tragödie. Tragisch war der Ausgang nur für Iserlohn. Zugrunde lag bei dem allen zuletzt nur die heiße Sehnsucht eines Volkes nach seiner nationalen Einigung. Es war mehr die deutsche Einheit, um die es ging, als die demokratische Freiheit.³⁾

Wie in der Mark, kamen Tumulte überall, auch in dem getreuen Ravensberg, vor.⁴⁾ In Bielefeld veranstaltete man am 25. März 1848 eine Totenfeier für die Märzgefallenen in der Neustädter Kirche.

Endlich kamen bessere Tage. Neben den Brandenburgern waren es westfälische Regimenter, die der neuen Zeit die Tore öffneten, als sie bei Düppel und Alsen fochten. Hoch klang 1866 das Lied von Göben und seiner Division, und hoch klingt noch heute das Lied von den wackern Hacketauern bei Mars la Tour und Beaune la Rolande aus dem Jahre 1870. Und zurzeit stehen die Söhne der Roten Erde — unerschütterlich wie je die Väter standen — auf der Wacht auf allen unsern Schlachtfeldern, mit allen deutschen Stämmen, und jubelnd erschwingt sich über allen westfälischen Scharen der alte Schlachtruf der Mark:

Marke foert hogen Mot!

Zum Schluß sei ein Lied wiedergegeben aus dem jezigen Kriege, das der westfälischen Treue wie der rheinischen gilt.

Rheinländer und Westfalen.

1. Es hämmerten tausend Geschütze zugleich
den Stahlkeil in unsere Reihen —
die Sturmflut brauste an Damm und Deich,
wir aber standen für Kaiser und Reich,
in alten Ehren und Treuen.

¹⁾ Köster S. 203. ²⁾ Köster S. 204. ³⁾ Köster S. 238.

⁴⁾ Festschrift auf 1909, S. 71 f.

2. Und das Wetter brüllte — die Luft zerrann —
die Erde barst in Felsen,
ein ungeheurer glühender Bann —
wir spürten den Herzschlag Mann für Mann
und lugten in das Entsetzen.

3. Dann sprangen sie an, wie Teufel so wild,
von Wut und Wahnsinn besessen —
da ward ihr höllisches Lüsten gestillt,
wir waren Schwertschlag, wir waren Schild
und hatten uns selbst vergessen.

4. Nur eins, das dachten alle zugleich:
„Und mag kein Glück mehr gedeihen,
Rheinländer, Westfalen — Damm und Deich —
bis in den Tod für Kaiser und Reich
in alten Ehren und Treuen!“

Sans Dampf (Rhein.-Westfäl. Anzeiger).

Anm. Das rheinische Reserveregiment Nr. 65 und das westfälische Infanterieregiment Nr. 158 wurden in einem Tagesbericht wegen ihrer Tapferkeit in der Champagneschlacht (September 1915) besonders erwähnt.
